



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

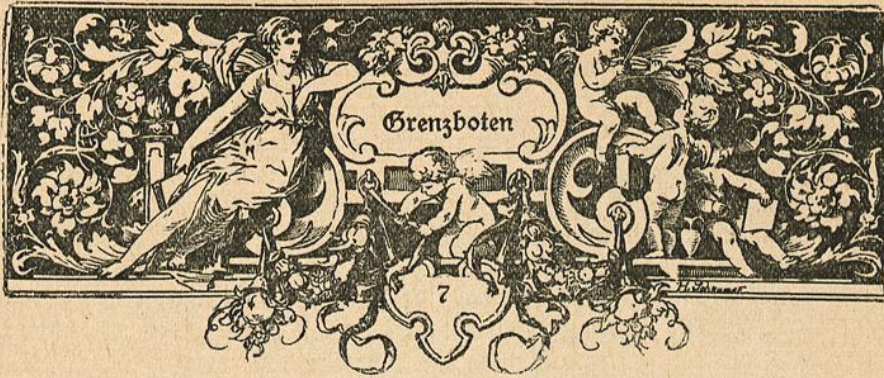
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hoffmann, G.: Lehren des Krieges für den kommenden Frieden

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Lehren des Krieges für den kommenden Frieden

Von G. Hoffmann-Dornheim



er nun im vierten Jahre tobende Weltkrieg hat eine Tatsache ins grellste Licht gestellt: das Deutsche Reich kann sich in der Welt nicht behaupten ohne eine starke Landwirtschaft. Dem denkenden Sachmanne ist diese Wahrheit nicht neu. Aber wir müssen uns klar sein darüber: trotz der Erkenntnis von der ungeheuren Leistung der Landwirtschaft, die heute selbst der böseste Wille nicht ableugnen kann, ist doch in den weitesten Volksschichten — gebildeten wie ungebildeten — nicht die Spur von Verständnis für das Wesen und die Lebensbedingungen einer leistungsfähigen und leistungsfrohen Landwirtschaft vorhanden. Die bisherigen Erfahrungen berechtigen wahrhaftig nicht zu Hoffnungen, sondern zu den schlimmsten Befürchtungen. Ich will von all den Verordnungen schweigen, die jeden Auftrieb der Erzeugungskraft verhindern, denn diese widersinnigsten Verwirrungen unter Kriegsverhältnissen wieder zu lösen, ist wohl keinem menschlichen Verstande gegeben. Hervorheben möchte ich aber die unselige Art, wie die politischen Tagesgrößen in der Friedensfrage unser Volk mit ethischen Phrasen über allgemeine Menschheitsziele und Selbstbestimmungsrecht der — nicht von England beherrschten — Völker füttern, ohne auch nur mit einem Worte unseres eigenen Selbstbestimmungsrechtes zu gedenken, das solange völlig wertlos bleibt, als unsere Landwirtschaft nicht in die Lage versetzt wird, unsere Ernährung unter allen Umständen zu sichern. Diesen Gedanken in weitere Kreise zu tragen und, sie zur Mitarbeit zu veranlassen, soll der Zweck dieses Aufsatzes sein.

Seit drei Jahrzehnten ist die Erkenntnis der grundlegenden Bedeutung der Landwirtschaft für den Bestand unseres Staatswesens die ideale Triebkraft der unablässigen Arbeit unserer Berufsvertretungen gewesen. Sie hat uns hinausgehoben über die Gehässigkeit böswilliger und den Widerstand unwissender Menschen, über die Gleichgültigkeit der großen urteilslosen Masse. Aber diese Gegenwirkungen haben den Erfolg unserer Arbeit doch gewaltig geschmälert. Hätte unsere Berufsarbeit in Regierungskreisen und weitesten Volksschichten volles Verständnis gefunden, so hätte dieser Krieg unser Staatswesen nicht überraschen können bei völligem Mangel eines wirtschaftlichen Mobilmachungsplanes und einer bewußten

Vorratsaufspeicherung. Ich erinnere nur an das Durcheinander der Ernte 1914 und den vor vielen Jahren mit Lohnlachen abgewiesenen „Antrag Ranitz“. Bei einem Erntewetter wie im Jahre 1912 wäre durch diese beiden Unterlassungssünden der Krieg glatt zu unseren Ungunsten entschieden worden. Was wir in dieser langen Zeitspanne wirklich an Verbesserungen der Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft erreichten, geschah durchweg in erbitterten Kämpfen. Bei jeder Forderung mußten wir uns große Abstriche gefallen lassen unter der Kennzeichnung „agrarisches Geldbeutelinteresse“ und obendrein den systematisch erzeugten und geschürten Haß weitester Kreise in Kauf nehmen, denen bis auf den heutigen Tag gänzlich falsche Vorstellungen von dem Gewinn der Landwirtschaft gemacht werden. Tatsächlich hat sich in der ganzen Zeit dieses mühsamen Aufstieges der Bargewinn nach Überwindung der verlustreichen Caprivizeit im Vergleich zu anderen Berufen in recht mäßigen Grenzen gehalten. Aber wenn er so groß gewesen wäre, wie man die Volksmassen glauben machte, so hätte man doch ehrlich anerkennen sollen, daß in jedem Berufe Leistungssteigerung ohne Gewinnsteigerung undenkbar ist. Wenn man der Bedeutung der Landwirtschaft gerecht werden will, so muß man weiter auch die durch den Krieg bewiesene Tatsache hervorheben, daß die nur durch großen Fleiß, Sorgfalt und durchaus nicht etwa geringe Verstandeskraft zu erreichende Wertsteigerung der bewirtschafteten Gegenstände in keinem anderen Berufe so im Interesse der Volksgesamtheit liegt und ihr wieder zugute kommt wie in der Landwirtschaft. Es ist also diese Wahrheit festzuhalten: der Ausbruch des Krieges fand unseren Staat zwar im Besitze der leistungsfähigsten Landwirtschaft der Welt; durch allgemeinen Verständnismangel für ihre staatliche Bedeutung hatte man aber versäumt, diese Leistungsfähigkeit auch für den Kriegsfall sicherzustellen.

Was geschah nun bei Ausbruch des Krieges, um diese Versäumnis wieder gut zu machen? Die Antwort ist verblüffend, aber richtig: es geschah von der Regierung nichts — wirklich nichts! Eine zu harte oder auch nur genügend harte Kennzeichnung dieses Verhaltens gibt es nicht. Jeder ernsthafte Fachmann verzehrte sich in quälender Sorge, unsere Berufsvertretungen machten Vorschläge über Verbrauchsfestlegung, Düngerbefschaffung usw., das Volk verschwendete in wahnwitziger Weise, die Regierung — schwieg! Für lange, kostbare Zeit blieben die allmählich erscheinenden Mahnungen „Wer Brotgetreide versüßert, versündigt sich an Vaterlande“ die einzige Tat. Zu ihr gesellten sich dann die so wunderbar zu Herzen gehenden Auslassungen des Herrn Reichskanzlers über den herrlichen Geist und die Selbstbesinnung des deutschen Volkes, die ihn von Zwangsmaßregeln in Ernährungsfragen Abstand nehmen ließe, usw. Sa, traf denn diese Rederei den Kern der Sache? Hätte man unseren Beruf nicht genau so mit allen Mitteln fördern müssen wie die Rüstungsindustrie? Und was geschah — resp. geschah nicht? Ich will nur ganz kurz die Tatsachen streifen. Die Landwirtschaft hatte in bewußtem Opferwillen weitgehende Höchstpreissetzung, Beschlagnahme des Getreides, Rationierung und vieles andere mehr vorgeschlagen. Nachdem man drei bis sieben Monate völlig untätig und ratlos zugeschaut hatte, verkehrte man durch planlose Einzelbeschränkungen Vernunft in Unsinn. Man zerriß jeglichen vernünftigen und natürlichen Zusammenhang, hielt in dem großen Wirtschaftsgetriebe einzelne Räder an und ließ die anderen weiter schnurren. Die ganze Düngerbefschaffungsfrage wurde als Nebensache behandelt; wenn ich nicht irre,

wurde bis zum Herbst 1916 jede Geldbewilligung aus Staatsmitteln zu diesem Zwecke für unnötig gehalten. So steuert man seit drei Jahren ins Uferlose hinaus, weil an leitender Stelle in kritischer Zeit das rechte Verständnis gefehlt hat. Auch diese Zeit schrecklicher Prüfung kann gutes bringen, wenn sie die Allgemeinheit und unsere Regierung zu richtiger Erkenntnis erzogen hat. Ob das der Fall ist, wird sich in der Art des Friedens ausdrücken, den wir erreichen.

Gewisse Kreise suchen nun in weiten Volksschichten immer wieder den Glauben zu erwecken, wenn wir nur erst Frieden hätten, so würde das ganze Wirtschaftsleben von selbst bald wieder in die altgewohnten Bahnen von 1914 zurückgleiten. Die Art des Friedens sei nicht allzu wichtig. Arbeitskraft und -willen des deutschen Volkes würden uns bei Erreichung des sogenannten status quo ante schon baldigst wieder einen erträglichen und sicheren Stand in der Welt verbürgen. Dieser Glaube ist ungeheuer leichtsinnig. Schon bei ziemlich oberflächlicher Überlegung wird jedermann zugeben müssen, daß die Rettung unserer alten Grenzen nach diesen gewaltigen Opfern an Gut und Blut nicht schlechthin unseren früheren Stand in der Umwelt bedeutet. Es ist ein großer Unterschied, ob ein kapitalkräftiger Mann in vollster Arbeitskraft auf nahezu schuldenfreiem Hofe sitzt, oder ob er unter den Nachwirkungen schwerer Krankheit leidend vier Jahre später zwar denselben Hof, aber heruntergewirtschaftet, mit einer in vielen Generationen unutilgbaren Schuld belastet, wieder übernehmen soll. Wenn er selbst auch mit übermenschlicher Tatkraft und Entbehrungswillen die Sache angeht, seine Arbeitsleute werden über die kargen Zeiten murren und knurren und seine Lage unhaltbar machen, bis er es als eine Befreiung ansieht, sich mit Haus und Hof in die Abhängigkeit von seinem früheren, kräftiger gebliebenen Feinde zu begeben und ihm zu frohnen. Genau so ist beim status quo ante unsere Weltlage, und unser Geschick wird durchaus nicht erträglicher dadurch, daß unsere Feind-Nachbarhöfe Frankreich, Italien, Portugal usw. dem großen Bauernleger England schon etwas früher verfallen sind. Denn eine Tatsache gilt es stets vor Augen zu behalten: England ist Sieger, wenn wir es nicht sind. Was dann unser Schicksal ist, können nach den bisherigen Erlebnissen nur Überharmlose verkennen. Die Wahrheit, daß auch England ungeheure Verluste an Gut und Blut — wie noch nie zuvor — hat erdulden müssen und deshalb recht friedensbedürftig und zum Teil auch -sehnüchtig ist, ändert daran gar nichts. Sie beweist nur, daß es sich in der Einschätzung unserer wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse diesmal verrechnet hatte. Gerade deswegen können wir überzeugt sein, daß bei der nächsten Gelegenheit solche Rechenfehler nicht wieder unterlaufen werden. Den bisherigen Verlusten Englands steht aber der ungeheure Vorteil völliger russischer und französischer Ohnmacht gegenüber, — von den anderen Völkern gar nicht zu reden. Diese Ohnmacht seiner heutigen Bundesgenossen ist ein hundertjähriges Ziel Englands, das nur seiner Krönung harret durch unsere Vernichtung. Je schneller diese erreicht wird, desto besser, denn ein recht augenfälliger Erfolg ist immer erwünscht. Ungünstigeren Falles genügt es aber auch, wenn wir in der engen Nordseebucht nach englischem Belieben eingeschlossen werden können. Unser trotz der verhängnisvollen Verspätung doch noch erfolgreiche U-Bootkrieg wäre ohne die Stützpunkte der flandrischen Küste nicht denkbar. Nur um eigene Ziele zu fördern, opferte England in den Flandernschlachten Hunderttausende, nicht etwa um den freund-

lichen Dank des „belgischen Reiches“. Was durch Waffengewalt nicht zu erzwingen ist, soll eine geschickte Feder erreichen. Wer will dann England hindern, jederzeit unseren Seeverkehr wieder einzusperren? Wilsons „Friedens“rede, gibt da ganz hübsche Ausblicke. Um Gründe zu solchen Zwangsmaßnahmen wird man nie verlegen sein.

Wer heute noch an eine gerechte internationale Entscheidung irgendeiner unserer Lebensfragen glaubt, der mag ja ein sehr guter Mensch sein, aber ein Volksschicksal soll man doch auf seine Urteilskraft lieber nicht gründen. Die restlose Teilung der ganzen Welt in eine englische und eine amerikanische Interessensphäre ist keine Utopie. Die Möglichkeit, daß diese beiden sich in hundert oder mehr Jahren mal wirtschaftlich oder mit den Waffen erbittert bekämpfen werden, die Sicherheit, daß der dann Obziegende auch dereinst den Verfall erleben wird, ändert an unserer Not und an unseren Aufgaben gar nichts. Wer darf daran zweifeln, daß zur Aufrichtung der angelsächsischen Weltherrschaft wie jetzt, so auch in Zukunft, jedes Mittel recht sein wird? Dieser Krieg ist keine Affekthandlung, sondern ein zehn Jahre lang kaltblütig vorbereiteter Mord. Zorn kann verrauchen, aber dieser Haß und Mord Sinn bleibt bestehen und wird uns anspringen, sobald er uns schwach glaubt. Diese Schwäche ist da und wird ins Ungeheure wachsen, sobald wir irgendeinen Punkt unserer Zukunft einstellen auf den guten Willen unserer heutigen Feinde.

Auch günstigsten Falles wird uns der so heiß ersehnte Frieden vor gewaltige Rätsel stellen. Es muß immer wieder betont werden: in unserer ärgsten Not — in der Ernährungsfrage — bringt uns der Frieden an sich keine durchschlagende Hilfe. Dazu ist die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft viel zu weit herabgedrückt, und mit einer den Ausfall nur annähernd ausgleichenden Einfuhr kann nicht gerechnet werden. Das verbietet erstens die allgemein entstandene Knappheit, zweitens der allgemeine Frachtraummangel, drittens unser Valutastand. Von dem außerdem noch vorhandenen Willen unserer Feinde, das Deutsche Reich über den Krieg hinaus in jeder Hinsicht — also auch in der Ernährung — knapp zu halten, wollen wir gar nicht reden. Auf dem bisherigen Wege der stets härteren Erfassung und Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugung ohne ihre planvolle Unterstützung steuern wir bei dem wachsenden Unmut der darbenenden Bevölkerung in furchtbare Zustände. Bestimmend für alle Maßnahmen auf diesem Gebiet ist bis auf den heutigen Tag die Furcht vor der bedenken- und grenzenlosen Aufreizungsarbeit der Sozialdemokratie und die Gewißheit, daß der bei weitem größte Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung unweigerlich leistet, was in seinen Kräften steht. Aber alles hat seine Begrenzung durch den natürlichen Zusammenhang der Dinge; der läßt sich auf die Dauer nicht ungestraft durchbrechen. Das ist z. B. in verhängnisvollster Weise geschehen durch die Höchstpreisfestsetzungen. Bei kurzer Kriegsdauer und sorgfältigster Durchdenkung hätten sie segensreich wirken können. Durch diese lange Dauer und besonders durch die planlose, willkürliche Art, mit der man in dieser ungeheuer schwierigen Sache die ersten Schritte tat, sind sie der vollendete Totschlag jeder Erzeugung, bei der anfänglich völligen Beschränkung auf die Landwirtschaft natürlich in erster Linie der Totschlag dieser geworden. Über die Bitterkeit dieser Tatsache helfen auch die schönsten Schlagwörter von „agrarischer Begehrlichkeit“, „Geldbeutelpatriotismus“ usw. nicht hinweg. Hier

folgt eben wie überall mit Naturnotwendigkeit der Ursache die Wirkung. Dazu eine Parallele: man denke sich die Wirkung einer Festlegung der Löhne bei unbehinderter Erhöhung der Arbeitsleistung und Lebensbedingungen auf irgendeine Arbeiterschaft, sie sei die pflichteifrigste und entbehrungswilligste der ganzen Welt! Die Erzeugnissepreise sind aber nichts anderes als die Entlohnung des Unternehmers. Den Einwand, ohne Festlegung der Erzeugnissepreise wären diese ins Unersehliche gestiegen, halte ich für unrichtig. Gegen eine in der ersten Zeit solcher Ereignisse denkbare, sich auf irgendeinem Gebiete austobende Kriegspanik wäre ja das Mittel vorübergehender Preisfestlegung recht wohl anwendbar gewesen. Ein Rückblick auf jene Zeit zeigt aber deutlich, daß bei der schwächlichen Ratlosigkeit unserer verantwortlichen Stellen gegenüber der damaligen verschwenderischen Sorglosigkeit des Volkes eine recht beträchtliche Erhöhung der Getreide- und Viehpreise usw. außerordentlich heilsam hätte wirken können. Angebot und Nachfrage — die einzig natürlichen Preisbildungsfaktoren — bewegten sich den Umständen entsprechend in durchaus angemessenen Grenzen. Wucher und Schleichhandel hätten sicherlich auch kein reicheres Betätigungsfeld gefunden, das allgemeine Rechlichkeitsgefühl hätte aber nicht solchen Zusammenbruch erlebt. Nötig war allein die Sicherstellung der Vorräte, Verbrauchsfestlegung und Förderung der Erzeugung. Diese letztere war dann einerseits gesichert durch das selbstverständliche Ansteigen der Preise, das wiederum in genügender Weise gebremst worden wäre durch die beiden ersteren. Hauptbedingung für die Erzeugung war natürlich die größtlich und unbegreiflicherweise vernachlässigte Stickstoffherstellung, und ferner hätte ein großer Anreiz geschaffen werden können durch eine Abgabefestlegung aller Erzeugnisse auf die Äkereinheit, ähnlich, wie man es jetzt mit Erfolg beim Obstbau versucht. Überschießende Mengen konnten ja nach Notwendigkeit entweder der Wirtschaft belassen oder unter Zuschlag eines Prämiensatzes herangezogen werden. Auch stärkere Berücksichtigung von Reklamationen auf dieser Grundlage hätte erstrebt werden müssen. Freilich wäre wohl eine Unterstützung des kleinen und mittleren Beamten- und freien Mittelstandes hier und da nötig geworden. Daß es dafür Wege gegeben hätte, zeigen die billigen — und unnützen — Fleischzulagen des vergangenen Sommers. Zu all diesem wäre sicherlich viel Arbeit, Mühe und Geschick nötig gewesen, aber die haben wir ja auch für die unglaublichsten Irrwege nicht gescheut.

Die Entwirrung des durch unsere willkürliche Erstarrung entstandenen Hexennäuels wird uns schwere Erschütterungen bringen. Ich nenne da nur die Ausgleichung unseres gesamten Wirtschaftslebens mit dem Weltmarkte, wobei man sich zu vergegenwärtigen hat, daß unser Brotgetreidepreis zur Zeit nur etwa 33 Prozent über Friedensstand liegt, trotz unserer völligen Abgeschlossenheit, während der Weltmarktpreis um etwa 200 Prozent gestiegen ist. Der Unterschied wird durch unsern Valutastand noch weiter ins ganz Unfaßbare gesteigert. Dieser Valutastand ist übrigens ein sehr empfindlicher und beachtenswerter Gradmesser für die Beurteilung unserer Haltung durch das neutrale Ausland. Seit dem Eintritt Rumäniens in den Krieg haben alle starken Ereignisse — Eröffnung des wirklichen Ubootkrieges, Siegfriedstellung, Riga usw. — einhaltend auf den Fall unserer Valuta gewirkt, während alle die überreichlichen Gefühls- und Schwächenanwandlungen — sämtliche Auflagen des unwiderruflich einmaligen Friedens-

angebotes, die Friedensresolution, die Gaase-, Scheidemann-, Erzberger-, Papst-, Czernin-, Kühlmann-Expektorationen — unsere Valuta rasend sinken lassen. Das enthüllt prächtige Aussichten für unsere Wirtschaftslage im Falle eines Schwächefriedens. Ich nenne ferner als große Friedensschwierigkeit die Industrielohnverhältnisse und die damit zusammenhängende, dringend notwendige Regelung der Arbeiter- und Lohnfrage zwischen Industrie und Landwirtschaft. Bei falscher Lösung ist selbst die heutige, sehr verringerte Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft nicht durchzuhalten. Wohlverstanden: diese Schwierigkeiten und verschiedenes andere mehr werden auch beim denkbar günstigsten Frieden vor uns stehen. Ihre Lösung wird bei einem Verzichtfrieden ganz unmöglich. Deshalb ist auch die dem Ohre allerdings nicht angenehm klingende Bezeichnung „Hungerfrieden“ leider — leider durchaus kein hegerisches Schlagwort, sondern bitterste Wahrheit. Ein nach der Formel „keine Entschädigung, kein Landerwerb“ zustandekommender Frieden mit allen unseren Feinden würde uns in die Lohn- und Nahrungsverhältnisse des reinen Agrarstaates zurückzwingen. Was das bedeutet bei unseren Menschenmassen und unserer bisherigen Entwicklung, kann sich jeder denkende Mensch selbst ausmalen. Die Übergangszeit würde an Entbehrungen und inneren Kämpfen die schlimmsten Befürchtungen übertreffen. Ob seine Verwirklichung mit Rußland ein reines Glück bedeutet, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Vorläufig scheint es jedenfalls, als ob wir irgendwelche praktischen Erfolge überhaupt nicht durchsetzen und uns mit moralischen Eroberungen begnügen wollten. Das klingt bitter, für ganz zart besaitete Seelen vielleicht auch frivol, aber selbst mit den alleredelfsten Empfindungen kommt man nicht an der bitterbösen Tatsache vorbei, daß wir wirklich Hunger leiden und durch den Totschlag der landwirtschaftlichen Erzeugung für die nächsten Jahre noch kein Mittel wissen, ihn mit Befriedigung zu stillen. Der Frieden mit Rußland kann bei geschickter Verhandlung in dieser Hinsicht eine große Hilfe sein, bei gleichzeitigem sofortigen Friedensschluß mit den anderen Gegnern wäre das hinfällig, weil Rußland dann wirtschaftlich mit großer Wahrscheinlichkeit im Schlepptau der Westmächte bleiben würde. Im letzteren Falle wäre auch eine sofortige Räumung Rumäniens unvermeidlich gewesen, wofür wir sicherlich papierene Anwartschaft auf einen Teil der rumänischen Ernte, bestimmt aber recht wenig Weizen in natura bekommen hätten. In diesem Zusammenhang einige kurze Worte über den großen Zukunftswechsel „Mitteleuropa“, der uns angeblich aus aller Not erlösen und auf ein bedingungslos freies Meer — durch Glanderns Küste — verzichten lassen kann. Da fällt mir immer das Wort des guten Onkels Bräsig ein: „es ginge wohl, aber es geht nicht“.

Grundlage dieses Gedankens ist doch wohl ein aufrichtig und unverbrüchlich in allen seinen Völkerteilen zu uns stehendes starkes Österreich und eine befriedigende Lösung der Balkanfragen. Ich glaube, die mancherlei unerfreulichen Geschehnisse der Kriegszeit und die in den letzten Tagen ganz besonders vernehmlichen Schwingungen der bundesbrüderlichen Völker- und Diplomatenseelen lassen unsere Nibelungentreue doch etwas zu einseitig erscheinen und rufen gar zu sehr das Wort vom „Dank des Hauses Österreich“ ins Gedächtnis. Mir scheint, die Begeisterung für deutsche Art ist im wallonischsten Wallonien auch nicht viel geringer als bei Tschechen, Ruthenen, Polen usw. Auch die Balkanfragen scheinen durch ihre Mannigfaltigkeit, ihre geographischen Beziehungen und durch den Zusammenhang

mit dem vielgliedrigen und auseinanderstrebenden Österreich nicht gerade leichter lösbar als die Flandernfrage. Um falschen Auslegungen dieser Worte vorzubeugen: sie sollen durchaus nicht etwa den Unwert unseres Bündnisses dartun. Jeder vernünftige Deutsche weiß, daß wir aufeinander angewiesen sind und was wir Österreich zu danken haben. Aber die Gegenseitigkeit unseres Verhältnisses scheint mir doch mal einer etwas deutlichen Betonung zu bedürfen. Wir glauben jedenfalls mit unseren Gegenleistungen nicht gerade im Rückstande zu sein. Die Vorgänge in Österreich zeigen eine große allgemeine Verständnislosigkeit nicht nur für die deutschen, sondern auch für die gemeinsamen Lebensnotwendigkeiten. Ehe das nicht von Grund aus anders wird, kann der überaus wertvolle Gedanke „Mittel-europa“ leider nicht zu ersprießlicher Entfaltung kommen. Aber auch bei seiner — noch in weiter Ferne liegenden — idealsten Verwirklichung kann er uns nicht auf die praktische Freiheit der Meere — d. h. auch im Kriegsfall — verzichten lassen.

Nun aber eine Betrachtung über die Grundlage unserer Ernährung vom rein landwirtschaftlichen Fachstandpunkte aus.

Die Berufsvertretungen der Landwirtschaft haben stets behauptet, die Landwirtschaft könne das deutsche Volk mit eigenen Erzeugnissen auskömmlich ernähren. Das war durchaus richtig, zumal unsere Erzeugung noch steigerungsfähig war. Es galt jedoch nur für die tatsächlich nötigen Nahrungsmittel und -Mengen, Luxusverbrauch und Industriebedürfnisse waren davon ausgeschlossen. Voraussetzung war außerdem ein offener Weltmarkt zum Einkauf unseres Düngerbedarfs und hochproteinhaltiger Futtermittel, die im Deutschen Reiche nicht erzeugt werden können. Richtig war diese Entwicklung auf der Grundlage einer reichlichen Einfuhr durchaus nicht; sie hätte im Hinblick auf einen Kriegsfall sicherer gestaltet werden müssen. Die Möglichkeit lag vor und die Landwirtschaft hat auch stets den Grundsatz eines organischen Aufbaues unserer Ernährung auf eigener Kraft energisch verfolgt. Dazu wäre allerdings eine weit einfachere Lebenshaltung in allen Volksschichten Bedingung gewesen. Gerade dieser Gedankengang hat uns immer wieder den Vorwurf unverbesserlicher Rückständigkeit eingetragen. Der Krieg war in dieser Frage ein unerbittlicher Schiedsrichter. Er hat die Berechtigung unserer Sorgen und der „ewigen agrarischen Nörgeleien“ über ungenügende Förderung und Anteilnahme leider durch eine lange Reihe bitterer Tatsachen bewiesen. Beachtenswert ist hierbei das Verhalten unserer wirtschaftspolitischen Widersacher. Sie waren in den Friedensjahren redlich bemüht, die ins Ungemessene und Unsinnige steigenden Nahrungs- und Luxusansprüche der Bevölkerung ja nicht einzudämmen. Wir wurden dadurch unerbittlich auf den Weg übertriebener tierischer Erzeugung ohne genügende Grundlage im eigenen Lande gedrängt. Man hätte meinen sollen, mit Kriegsausbruch hätten jene Leute eine der vornehmsten Aufgaben darin erblicken müssen, die nach ihrer Meinung so ungenügende Leistungskraft der Landwirtschaft mit allen Mitteln zu fördern. Das Gegenteil war und ist der Fall. Alleiniges Ziel: restlose Erfassung und Verteilung aller Erzeugung. Der drückende, aber bei gutem Willen und Verständnis recht wohl teilweise zu mildernde Mangel an Kunstdünger, Futter, Gespann- und Leutekraft, der Totschlag der Schaffensfreude und Ehrlichkeit ist ohne Bedeutung. Und nun wollen uns diese kurzfristigen Gesellen, die seit dreißig Jahren alles daran gesetzt haben, der Landwirtschaft den Hals zu brechen, durch einen Schwächefrieden vor die

Unmöglichkeit stellen, das Reich aus eigener Kraft zu ernähren! Dazu einige Zahlen. Die Ackerfläche des Deutschen Reiches beträgt rund 26 Millionen Hektar. Davon wurden 45 Prozent mit Früchten bebaut, die geradewegs der menschlichen Ernährung dienen. 55 Prozent dienen zur Erhaltung des Viehbestandes — also mittelbar zur menschlichen Ernährung. Zu diesen 55 Prozent kamen noch 8,5 Millionen Hektar Naturwiesen und -Weiden. Die gesamte landwirtschaftlich nutzbare Fläche beträgt also etwa 35 Millionen Hektar. Ausdehnung der Anbaufläche in den bisherigen Grenzen ist nur noch möglich durch die zwar lohnende, aber zunächst Zeit, Geld und großen Arbeitsaufwand erfordernde Urbarmachung von ungefähr 1 Million Hektar Moorland. Die noch übrige Fläche unserer Moore liegt hauptsächlich klimatisch unbrauchbar. Unser Bestand an Forsten darf aus klimatischen Rücksichten nicht verkleinert werden, höchstens kämen kleine, unbedeutende Verschiebungen von Forst- und Ackerkultur in Frage. Für diese Arbeiten hatte man zu Friedenszeiten im Volke keinen Sinn und im Staatshaushalt kein Geld. Es war doch „rationeller“, fehlende Erzeugnisse „billiger“ im Auslande zu kaufen. Wir hatten dafür die Genugtuung, auch im Fleisch- und Bierverbrauch an erster Stelle unter allen Völkern der Erde zu stehen. So lagen die Verhältnisse 1913. Vergleichen wir damit die nächste Zukunft unter Zugrundelegung unserer alten Grenzen. Unsere Gegner hatten sich in der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft wohl mit am meisten getäuscht. Jetzt ist diese um 25 bis 30 Prozent herabgesetzt, und diesen Zustand dauernd zu machen, ist bei einem schwächlichen Friedensschluß für sie nicht allzu schwer trotz schönster und feierlichster Verträge.

Unser Verbrauch muß ja freilich nicht sofort wieder die alte Höhe erreichen, denn wir haben auf allen Gebieten sparen gelernt, aber sobald die Sorglosigkeit einiger Friedensjahre erst wieder da ist, wird man diese Sparsamkeit je eher je lieber verabschieden. Ist das nicht möglich, so ist die Unzufriedenheit der Massen da. Diese rege zu halten und zu steigern, wird genau wie früher wieder das Ziel einer gewissen Presse sein.

Hat unser Getreidebau vor dem Kriege gerade noch für das Allernotwendigste ausgereicht, so ist das bei der heutigen Schwächung ganz ausgeschlossen, und die stetige Steigerung, mit der wir damals sicher rechnen konnten, ist für lange Jahre unmöglich.

Bezüglich Stickstoff sind wir zwar unabhängig geworden, unsere Rohphosphate müssen wir aber nach wie vor aus Nordafrika oder sonst über See beziehen. Diese Zufuhr wird man mit allen Mitteln zu erschweren trachten; ihr Mangel schädigt uns je länger je mehr ganz außerordentlich. Die unbedingt nötige Ausdehnung und Ertragssteigerung des Hackfruchtbaues ist unmöglich, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, die Arbeiterfrage zu lösen. Durch den Wegfall der polnischen Arbeiterschaft geht namentlich der Zuckerrübenbau sehr ungewissen Zeiten entgegen. Am tollsten steht es mit der tierischen Erzeugung. Die Futtermittel, die wir früher so „billig“ aus dem Auslande bezogen, sind heute erstens nicht mehr billig, zweitens braucht man sie zur Hebung der Erzeugung für eine Reihe von Jahren im Auslande selbst, drittens wird man sie — wie alle landwirtschaftlichen Bedürfnisse in Zukunft — so viel wie irgend möglich uns vorenthalten. Wollen wir sie aber selber erzeugen, so fehlen uns dazu mindestens glatte zwei

Millionen Hektar Land. Außerdem haben wir fast unseren ganzen Wollebedarf aus dem Auslande bezogen, zu dessen Erzeugung wir etwa 60 Millionen Schafe halten müßten gegen die jetzige Zahl von 5 Millionen. Woher sollen wir auch die noch füttern? Dazu kommt noch unser Bedarf von Ölfrüchten und Gespinnsten, der ungefähr 3 Millionen Hektar Land in Anspruch nehmen würde. Man überdenke diese Tatsachen nun mal recht gewissenhaft und dann ziehe man ehrfürchtig den Hut vor der abgrundtiefen Weisheit gewisser Politiker, die auf der einen Seite die Vergrößerung unserer Anbaufläche um etwa 6 Millionen Hektar, die Vermehrung unserer Schafbestände auf das Zwölfwache, eine fünffach stärkere Herstellung von Phosphorsäuredüngemitteln als unbedingt nötig zugeben müssen, auf der anderen Seite aber jede Möglichkeit dazu ausschalten. Wenn diese Leute wirklich glauben sollten, für die Zukunft jeden blutigen Waffenkrieg verhindern zu können, glauben sie auch den unblutigen Wirtschaftskrieg unmöglich machen zu können? Ist nicht jeder Streik ein Wirtschaftskrieg im Kleinen? Und ist das nicht gerade ihre beliebteste und gebilligte Waffe? Welchen anderen Schutz hätten wir als unsere eigene Stärke? Das Schicksal unseres Volkes hängt davon ab, ob uns der Weltkrieg nicht nur die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung der Landwirtschaft für unser Staatswesen vermittelt hat, sondern auch den Entschluß und die Möglichkeit, diese Landwirtschaft mit allen erdenklichen Mitteln zu fördern.

Dazu ist nötig die denkbar unsichtigste Förderung unserer Berufstechnik und -wissenschaft, weitgehender Schutz unserer Landwirtschaft gegenüber billigeren Erzeugungsbedingungen des Auslandes und als Grundlage — eine größere Landfläche. Wir brauchen Siedlungsland einfach, weil in den alten Grenzen für die Zukunft dem wachsenden Volke nicht genügend Nahrung geschafft werden kann. Das kann nur der Osten geben. Wie weit diese Möglichkeit schon versäumt ist, wird ja die nächste Zukunft zeigen. Wir brauchen im Westen Land mit Erzlagern, weil unsere Erzlager in etwa fünfzig Jahren abgebaut sein werden. Das Erz aber brauchen wir — auch zu unserer Ernährung, denn seine Verhüttung liefert der Landwirtschaft einen großen Teil des Phosphorsäurebedarfes und die Ackerbaumaschinen. Wir brauchen die militärische Beherrschung von Flanderns Küste, denn nur sie sichert uns den ruhigen Besitz unseres Industriegebietes und die Offenhaltung freien Seeweges. Wir brauchen diesen freien Seeweg, denn ohne ihn sind unsere Kolonien, die wir zur Erzeugung unserer Überseebedürfnisse nicht entbehren können, in jedem späteren Kriege genau so wertlos wie in diesem. Kann unsere Landwirtschaft die Aufgabe der Ernährung des Volkes nicht erfüllen, so wird uns die bittere Not in nicht ferner Zeit zur Verzweiflungstat eines neuen Krieges zwingen, wenn wir es nicht vorziehen, ohne Kampf von Englands Gnade zu leben. Und solcher Krieg muß dann enden mit der Deutschen Vernichtung. Deshalb darf uns kein Opfer — weder Hunger noch Tod — an der Erreichung unseres Zieles hindern. Dieser Krieg, dessen Beendigung wir ersehnen mit allen Fasern unseres Herzens, bringt die Entscheidung, ob die Welt deutscher Gerechtigkeit und Ordnung folgen darf oder englischer Geldmacht sich unterwerfen muß.

Wir sind und wollen bleiben ein wachsendes Volk. Friedensbedingungen, die nur Augenblicksforderungen knapp gerecht werden, sind ein Verbrechen an der Volksgemeinschaft, auch wenn diese die Tragweite der Geschehnisse nicht überblicken

kann und deshalb diesen lässig und zum Teil widerstrebend der eigenen Sicherheit gegenübersteht. Eine Ablehnung der obengenannten Forderungen aus sittlichen Beweggründen ist ungerechtfertigt, denn wir waren zufrieden mit den alten Grenzen und mit der Möglichkeit das, was wir nicht selbst besaßen, ehrlich kaufen zu können. Man nenne doch ein anderes Volk der Erde, welches bei gleichem Wachstum und Kulturaufstieg ebenso bedingungslos trotz der längst viel zu engen Grenzen nicht nur vor fremdem Eigentum, sondern auch vor fremden Ansprüchen, die oft keinerlei sittliche Berechtigung aufwiesen, zurückgetreten ist. Denken wir doch zurück an die Augusttage von 1914, da in uns allen die Gewißheit loderte, einen heiligen Krieg zu führen! Was hat uns seelisch so zermürbt, daß es uns unheilig scheint, in Erkenntnis unseres Lebensrechtes zu unserer Lebenssicherheit das behalten zu wollen, was wir mit dem Blute unserer Besten in grimmigster Notwehr tausendfach überzahlt haben? Ist es das Mitleid mit denen, die im Trommelfeuer stehen? — Die standen und fielen und stehen noch heute und siegen morgen, — ohne unser Mitleid zu begehren. Aber unsere Treue fordern sie und einen verschwindend kleinen Bruchteil ihrer eigenen Festigkeit. Nur das kann ihnen den Beweis liefern, daß ihr Opfermut nicht Narrheit war. Oder ist's das Mitleid mit all' denen, die darben müssen? Die einen darben, die anderen bluten und wieder andere sterben. Das ist Volkes Not! Und über all' dem Grausen muß stehen ein heiliger Opferwille und unverbrüchliches Pflichtbewußtsein. Das ist Christentum und höchste Sittlichkeit der Lat. Keinem der todbereiten Männer, die in siegreicher Abwehr Feindesland betraten und die dortigen Zustände schauten, hat das Gefühl gefehlt, daß deutsche Art berufen ist, der Welt Aufstieg zu bringen. Weisen wir diese Berufung von uns, dann sind wir der hohen Aufgabe auch nicht wert; dann sitzt der Wurm in uns trotz unserer Kraft. Haben neunzehnhundert Jahre im Wechsel von deutscher Herrlichkeit und Not noch nicht vermocht den Fluch seit Armins Tagen, den todwürdigen Segetesgeist, zu bannen, dann sind die Helden gefallen für eine Nation von Memmen und Schuften.



Elektrische Kraftübertragungen aus der Schweiz

Don K. Moritz



Im 12. Bericht des Schweizerischen Elektrizitäts-Vereins wird in einem französisch geschriebenen Artikel unter dem Titel: „Réponse aux articles parus dans la presse Suisse au sujet de l'influence allemande dans l'industrie électrotechnique Suisse“ vom Verwaltungsrat der Schweizer Bank für Eisenbahnen, Herrn Dr. phil. E. Liffot in Basel, eine Zusammenstellung der in der Schweiz vorhandenen Kraftübertragungsanlagen sowie der Maschinen- und chemischen Fabriken gegeben, in denen angeblich deutsches Kapital dominieren soll. Diese Behauptungen